

Werk

Titel: Zu dem Artikel: Die neueste deutsche Hamlet-Literatur

Untertitel: im Jahrbuch 1895

Autor: Hebler, C.

Ort: Weimar

Jahr: 1896

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?338281509_0032|log17

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

Zu dem Artikel: Die neueste deutsche Hamlet-Literatur

im Jahrbuch 1895.

Von

C. Hebler.

Der große Dank, den ich dem Beurtheiler meiner im «Euphorion» erschienenen Abhandlung über die Hamlet-Frage in diesem Jahrbuche, Hermann Conrad, schulde, wird, wie ich hoffe, in seinen Augen keinen Abzug dadurch erleiden, daß ich mich durch seine Kritik zu einem kleinen Nachtrage über den Sinn einiger meiner Aeüßerungen bewegen finde, die ich nicht genügend gegen Mißverständnisse oder Anfechtungen geschützt zu haben scheine.

Von dem Monolog «Sein oder Nichtsein» sagt Conrad, daß ich hier mit Unrecht «einen direkten Zusammenhang mit der Racheaufgabe erblicke, insofern Hamlet's Selbstmordgedanken angeregt seien durch das Bewußtsein, daß er niemals im Stande sein werde, jene zu lösen.» Ich vermuthete aber nur, daß zu einer persönlichen Antheilnahme des Prinzen an der aufgeworfenen Frage auch wohl die ihm durch seine gegenwärtige Lage nahe gelegte «Besorgniß» beitrage, «seine Aufgabe so wenig jemals lösen als abschütteln zu können.» Ferner habe ich jenen Zusammenhang zur Erklärung nicht bloß der Frage, sondern hauptsächlich ihrer Beantwortung verwendet: wir Menschen pflegen die so einfache Hilfe gegen alle Erdennoth nur darum zu verschmähen, weil wir in diesem Punkt ebenso feige sind, wie ich mit meiner Racheaufgabe. Ich finde hier also eine abermalige leidenschaftliche Selbstanspornung zur Rachethat, diesmal mittelst der Analogie einer andern «Unternehmung voll Mark und Nachdruck». Nach Conrad soll jedoch der Prinz zu solchen Unternehmungen weder die Rachethat noch den Selbstmord rechnen. Die erstere nicht, wie er auch bei der Aufzählung der Leiden «sicher nicht von seinen Leiden, sondern von den Leiden der gesammten Menschheit» spreche. In diesen sind doch jene mit enthalten, auch spricht Hamlet

ausdrücklich von «uns Allen», zudem ist eines der von ihm aufgezählten Leiden «des Unterdrückers Unrecht» (1. Quarto: «Tyrannenherrschaft»); und in der Spanne Zeit zwischen stärkster Selbstanklage wegen der vernachlässigten Rachepflicht und dem ersten, aber so gleich sehr kräftigen, Anlauf zu deren Erfüllung muß der Prinz so voll und übertoll von seiner großen Unternehmung sein, daß er uns durch keinen «spezialisierenden Ausdruck» zu bezeugen braucht, auch an sie bei dem umfassendern zu denken. Dies gilt auch von dem Selbstmord, nachdem er ihn als eine wahre Heldenthat, ein «Sichwaffnen gegen eine See von Plagen» und deren «Beendung durch Widerstand», gepriesen hat. Es kommt hinzu, das er bei den in Rede stehenden Unternehmungen, bei der Rachethat schon in dem Monolog, II, 2, auch die Scheu vor ihnen von gleicher Ursache, Feigheit, herleitet. Conrad nimmt freilich an, daß der Prinz im jetzigen Monolog nicht von Feigheit im gewöhnlichen Sinne, sondern von der auf seinem religiösen Standpunkte wohlbegründeten Furcht vor dem Jenseits rede. Diese Furcht, oder genauer die Achtung vor dem göttlichen Verbot des Selbstmords, ist allerdings zur Zeit seines ersten Monologs (I, 2) das ihn von der That Abschreckende, aber in dem unsrigen (III, 1) liegt es inhaltlich wie zeitlich näher, eine jenem Tags zuvor gehaltenen (II, 2) verwandte Stimmung anzunehmen, was auch für die Deutung des *conscience* in Betracht kommt. — An einem andern Orte (Preuß. Jahrbücher, Bd. 81, S. 434) wird mir von demselben Kritiker der Glaube zugeschrieben, auch der Grund für Hamlet's Unthätigkeit in der Racheangelegenheit sei in seiner Furcht vor dem Jenseits zu suchen. Ich habe jedoch keineswegs den fraglichen Grund in solcher Furcht gesucht oder gefunden. Ebenso wenig habe ich unsern Monolog dahin gedeutet, daß sich der Prinz selber seine Säumniß auf diese Weise erkläre. Er spricht hier von feiger Furcht vor dem Jenseits als Grund der Unthätigkeit nur in Bezug auf eine That, den Selbstmord. Indem ihn aber dieser Fall an das ihm gleichfalls feige erscheinende Unterbleiben noch anderer gewichtigen Thaten, zunächst der ihm gebotenen Rachethat, erinnert, erweitert sich ihm ebendamit die Furcht vor jenseitigen Uebeln zu der Furcht vor Uebeln überhaupt, auch rein diesseitigen. Genug, daß auch hier die «unbekanntnen» Uebel das Bedenkliche sind, und zwar wohl ebenfalls, wie beim Selbstmord, dem Thäter persönlich drohende, im Unterschiede von alsbald zu erwähnenden Bedenken selbstloser Art, über die freilich, als dem Endzwecke gleich nachtheilige, ein späterer Monolog kaum gelinder urtheilt.

Der von Hamlet angegebene Grund für seine Verschonung des knienden Königs schein mir ein «vorgegebener», meint Conrad; ich halte ihn aber für aufrichtig, wie zugleich für das Erzeugniß eines über das Ziel hinauszielenden Denkens. Der Grundfehler ist hier doch, daß sich Hamlet zur Unzeit überhaupt um die jenseitigen Folgen der Rachethat für den zu Tödtenden bekümmert; wenn er es aber einmal thut, so sollte er gleich noch ein Bißchen weiter und nicht bloß an die unwahrscheinlichste Folge denken, da sich doch aus dem kläglichen Anblick eher auf die Höllenangst des soeben Entlarvten, als auf dessen vermeintliche plötzlich erlangte Himmelswürdigkeit schließen läßt. Daß das Bedenken «durch einen wild entflammten Haß diktiert sei,» scheint mir weniger glaublich, als daß dieser Haß sich des wunderlichen Diktats enthalten und sich einfach dem bereits gezückten Schwert ermunternd zugesellt haben würde; nach dem *now I'll do't* läse man dann sogleich: *stabs the King*. Eher noch als das Erstere, wiewohl gleichfalls unnöthig, ließe sich vermuthen, daß das sonstwie erwachte Bedenken vermöge einer noch hinzugekommenen besondern Hassesregung gesiegt habe.

Nicht ebenso wie die Feigheit, kann ich mit Conrad auch die beiden andern Gründe, die Hamlet für seine Säumniß anführt (Monolog IV, 4): «Vergessen» und «zu genaues Bedenken des Ausganges» für unrichtig ansehen; nur die ihnen beigelegten Prädikate: «viehisch» und «feige» sind natürlich wieder leidenschaftliche Uebertreibung. Daß die zwei Gründe von ihm selbst für bloße Möglichkeiten angesehen werden (Preuß. Jahrb. a. a. O. S. 432), ist unwahrscheinlich, da er sich in dem ganzen Monolog die Unfruchtbarkeit seiner Denkkraft vorwirft, und diese ihm auch thatsächlich bei zwei wichtigsten Anlässen nichts geholfen hat, weil er beim einen zu wenig an sein Ziel, beim andern darüber hinaus dachte — jenes nach dem Schauspiel, dieses in der Gebetsscene. Ein mir in Betreff des erstern Falles gemachter Einwurf fällt dahin, weil ich mit den Worten: «nach dem Schauspiel» gemäß dem sonst von mir über den Hergang Bemerkten nur die Zeit unmittelbar nach der Entlarvung meinte. Hamlet denkt, bemerkt Conrad weiter, «an seine Aufgabe eigentlich immerfort . . . den Ausgang seiner Maßnahmen aber bedenkt er nie genau. Auch in der Gebetsscene denkt er keineswegs an die Folgen, welche die That für ihn haben könnte.» Gewiß nicht; aber an andere Folgen denkt er, nämlich an die für den König im Jenseits, und allein durch diese Rücksicht wird hier seine Unternehmung aus der Bahn gelenkt. Auch in der Stelle

unseres Monologs ist nur von Erfolg (*event*) schlechtweg, nicht gerade von dem für den Thäter die Rede. Den besten Beweis, fährt Conrad fort, biete die Schauspielszene, wo der Prinz, «hätte er daran gedacht, was er zu thun hätte, wenn der erwartete Erfolg einträte, durch die schleunige Flucht des Königs sich nicht würde haben überraschen lassen.» Ganz meine Meinung (vgl. S. 248); ist mir aber nicht hiermit, sogar schon für das Verhalten vor dem Schauspiele, das Vergessen zugegeben?

Beiläufig bemerkt Conrad auch, es bestehe ein offener Widerspruch zwischen den Worten Opheliens zu ihrem Vater über die seinem Befehle gemäß erfolgte Abweisung der Briefe und Besuche Hamlet's (II, 1) und den an den Prinzen bei Rückgabe der Geschenke gerichteten, ihm Vernachlässigung vorwerfenden (III, 1). Die Meinung wird sein, daß sie diese nur als die natürliche Folge der Abweisung betrachten könne. Aber sie hat dem Geliebten ohne Zweifel von vorn herein die Einsicht zugetraut, daß sie dabei nur dem väterlichen Befehl gehorcht habe. Besonders seit dem Abschiedsbesuch sodann und dessen Zwecke gemäß, nur das Gebot des Geistes im Buche seines Gehirns leben zu lassen, wird sein Benehmen gegen sie bei zufälliger Begegnung zwar gewiß nicht ein absichtlich verletzendes, nicht einmal ein wunderlich entstelltes, aber doch ein gezwungen gleichgiltiges und fremdes gewesen sein. Das genügt vollkommen, um ihn der den wahren Grund seiner Verwandlung nicht kennenden Geliebten als «unfreundlich» (*unkind*) erscheinen zu lassen, zumal da sie ihm ihre fortdauernde Neigung schwerlich hat verbergen können. Sie vermag dies auch zu der ungelegensten Stunde nicht, wo, wenn ich den unmittelbar vorausgegangenen Monolog richtig gedeutet habe, dem Prinzen mit dem Selbstvertrauen in Betreff seiner Aufgabe auch der Lebensmuth so tief gesunken ist, daß er weniger als jemals an künftiges Eheglück, und wäre es mit einer Ophelia, glauben kann. So findet er sich denn gedrunken, der Armen, damit nicht auch sie dem verwünschten Schicksalsstreich (*cursed spite*) erliege, ihr Hoffen durch gewaltsame, fast selbstmörderisch zu nennende Verleugnung seiner eigenen Liebe auszureden. In dieser Absicht will er ihr hier wehe thun, wozu, jetzt nach sogar persönlich kränkenden Worten, auch die Schmähung ihres Vaters dient. Der letztern wegen mit Conrad u. A. eine plötzliche Gemüthswandlung anzunehmen, ist also unnöthig; ebenso mithin die sie erklären sollende Vermuthung, daß der Prinz jetzt Verdacht gegen die Geliebte schöpfe, weil er ihren lauschenden Vater entdeckte. Ich höre,

daß er in diesem Sinne auf der Bühne jetzt öfters «bei einer zufälligen Wendung die spitze Nase des Kämmerers hinter einer Säule hervor- oder durch einen Vorhang hindurchstechen sehe». Dieses Hervorstrecken der weisen Nase ist durch nichts im Text angedeutet; im Gegentheil: hier darf es schlechterdings nichts zu belachen geben.

Was Conrad über die Grundanschauung des Hamlet-Charakters bei Loening und mir in Kürze berichtet, kommt noch kürzer darauf hinaus: Loening's Hamlet ein Faulpelz, der meinige ein Rasender. «Hebler's Hamlet», um bei mir selbst zu bleiben, «ist ein interessanter und um seiner nur im Ansatz vorhandenen, verkrüppelten Beanlagung zur Größe (willen) höchst bemitleidenswerther — Kranker, der sich vor unseren Augen zu Tode rast.» Dem Ausdruck «verkrüppelt» lehne ich völlig ab; richtiger zählt Conrad mich zu den Auslegern, die — fälschlich, wie er glaubt — bei Hamlet einen «natürlichen Seelendefekt» annehmen: nur kann, wie ich diesen näher bestimmt habe, der damit Behaftete ebenso wenig in psychischem Sinn, als der einer besondern Körperleistung nicht Gewachsene im gewöhnlichen, verkrüppelt genannt werden. Von Raserei bei dem Prinzen zu reden, finde ich nur dann zulässig, wenn man darunter keine Krankhaftigkeit, sondern bloß die höchsten Ausbrüche seiner Leidenschaftlichkeit versteht, die doch immer dem Entsetzlichen, das er erlebt hat, und seiner daherigen Aufgabe gelten. Ueberwältigt von solchem Leid und Drang, vermag er nicht — dies ist sein ganzer Fehler — seine hohe Intelligenz seinem praktischem Zwecke gehörig dienstbar zu machen und das leidenschaftlich Gewollte in wohlgeplante That überzuführen. Mit andern Worten: es fehlt ihm an der — so verstandenen — «guten Mischung von Blut und Urtheil.» Er selbst spricht von dieser nicht bloß überhaupt als einem zu ersehnenen Ideal, sondern ist sich auch, mit aller Bitterkeit, seines persönlichen Fernbleibens davon geständig, wie unwidersprechlich aus der Vergleichung seiner Aeußerung über die Mischung zu Horatio (III, 2) mit dem ganzen Monolog IV, 4, erhellt, der sich schließlich in den Selbstanklage und Selbstanspornung vereinigenden Ausruf zusammenfaßt: «O, von nun an seid blutig, meine Gedanken, oder seid nichts werth!» Er denkt nämlich, was in unserer angesehensten Uebersetzung verloren geht, bei dem *My thoughts be bloody* in erster Linie an sein eigenes Blut, das ihn zur Blutrache reizen sollte.

Am meisten muß ich mich noch gegen die Behauptung (Preuß. Jahrb. a. a. O. S. 398) verwahren, daß ich den Prinzen für «reflexionskrank, d. h. grübelstüchtig» halte. Es ist gerade eine Hauptabsicht

schon meines ersten Aufsatzes über Hamlet (1865) gewesen, dieser damals beliebten Verkennung seines Wesens entgegenzutreten und deren Unvereinbarkeit mit seiner ebenfalls, auch noch heute, zu wenig gewürdigten Leidenschaftlichkeit zu zeigen (vgl. Euphorion I, S. 505 f.). Vielleicht jedoch wird mir meine Betonung des Zuviel-Denkens entgegengehalten. Ich habe aber ebenso gut das Zuwenig-Denken beachtet; und selbst bei dem Hauptfalle des ersten Fehlers habe ich oben, wie schon in jenem Aufsätze, nebenbei auch etwas von dem zweiten nachgewiesen. Auch meine Auffassung des «Schreibtäfel her!» ist von Conrad (a. a. O. S. 412) mißverstanden worden; ich habe es doch wahrscheinlicher gefunden, daß der Dichter hier an seinem Helden eine kleine Narrheit, als in ihm einen «Ironiker, Gelehrten und Denker», wie Conrad glaubt, schildern wollte (vgl. auch Euphorion I, S. 518 f.).

Ohne irgendwelchen «natürlichen Seelendefekt» endlich, eine «Unfähigkeit» Hamlet's zu richtigerem Verhalten «durch seine Natur», kommt doch auch Conrad nicht aus. Es ist freilich der harmloseste Defekt, die Jugendlichkeit, gemeint, mit ihrer ehrlichen Abneigung gegen alles hinterhältige Thun, alles Ränkeschmieden, welche «einseitige Richtung», wie Conrad hinzufügt, er in «reiferem Alter» schwerlich beibehalten haben würde, wo sein scharfer Verstand ihm bezeugt hätte, daß «Bosheit am besten mit ihren eigenen Waffen, mit List und Verschlagenheit besiegt wird»; im Drama wird er von Conrad nicht älter als siebzehn- bis achtzehnjährig geschätzt (a. a. O. S. 62 f., 421 f.). Für dieses Alter scheint er doch bereits einen vielverheißenden Grad von Verschlagenheit zu besitzen, wie sich besonders auf der Seereise zeigt; allerdings aber ist es mit dieser Eigenschaft allein für die Hauptsache nicht gethan, wo auch Conrad «planvolles Handeln» vermißt. Insoweit würde sich also der Unterschied unserer Auffassungen darauf beschränken, daß Conrad das Verhalten Hamlet's zu seiner Aufgabe für ebenso mangelhaft ansieht, wie es dem Prinzen selbst, aber erst in reiferem Alter, erschiene, wogegen ich ein solches Alter, das vom Todtengräber angegebene von dreißig Jahren, sammt der entsprechenden Selbsterkenntniß schon dem von Shakespeare wirklich geschilderten Hamlet zuschreibe. Näher auf die Altersfrage einzutreten, muß ich mir hier versagen, da Conrad's Hauptgrund für seine Beantwortung derselben offenbar seine Gesamtauffassung von des Prinzen Verhalten ist, deren volle Würdigung über mein diesmaliges Ziel hinausliegt.
